19. Jahrhundert

Militärreiterei, Bürgertum und der Streit um die „Klassik“

Peter Kreutz

> *„Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde! / Es war gethan fast eh’ gedacht“*
>
> Johann Wolfgang Goethe, Willkommen und Abschied (1771)

Ein Zeitalter der Brüche

Mit den beiden Versen, die die Überschrift dieses Teiles bilden, leitet der gerade etwas unglücklich verliebte, als Jurastudent im Scheitern begriffene Johann Wolfgang Goethe (1749-1832, nobilitiert 1782) wohl im Jahr 1771 (publiziert 1775) sein Gedicht „Willkommen und Abschied“ ein, das Franz Schubert (1797-1828) später vertont hat (D 767). Goethe selbst soll ein leidenschaftlicher und ambitionierter Reiter gewesen sein. Für einen Frankfurter Bürgerssohn aus wohlhabendem Haus im ausgehenden 18. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches mehr. Seine berühmte „Harzreise im Winter“ 1777, ebenfalls lyrisch verewigt, unternahm der gerade nach Weimar Übersiedelte hauptsächlich im Sattel. Als späterer großherzoglicher Minister wird er stolz auf seinen eigenen, gediegen angespannten Reisewagen sein. Das Museum im Goethehaus am Frauenplan Weimar zeigt bis heute eine kleine Kutsche, die ihm gehört haben soll.

Johann Wolfgang (von) Goethe steht mit seiner Biographie ungefähr für den Zeitraum, mit dem diese Abteilung einsetzt: die Jahrzehnte zwischen etwa 1750 und 1848. Sie reicht weiter bis an den Ersten Weltkrieg, umfasst also das „lange“ 19. Jahrhundert. In dieser Zeit tritt an die Stelle der höfischen Reitkultur zunächst die Militärreiterei der Massenheere, dann der Sport eines wohlhabend gewordenen Bürgertums.

Blicken wir auf das 19. Jahrhundert, so müssen wir uns zunächst ins Gedächtnis rufen, dass jene Epoche auf grundlegenden Veränderungen beruht. Dieses Zeitalter funktioniert – geschichtlich gesehen – aus mehrerlei Gründen deutlich anders als etwa das 17. und 18. Jahrhundert in Mitteleuropa. Damit soll natürlich auf die Industrialisierung angespielt werden, aber durchaus auch auf die völlig veränderten politischen und sozialen Rahmenumstände, in denen der Umgang mit Pferden und die Reiterei nun betrachtet werden. Ein einfacher Befund mag diesen Grundgedanken verdeutlichen: Frankreich hatte allein im 19. Jahrhundert sechs verschiedene Staats- und Verfassungssysteme (Napoleon, restaurierte Monar-

chie, Julimonarchie, zweite Republik, zweites Kaiserreich, dritte Republik), das bündische Deutschland derer etwa fünf (Rheinbund, Deutscher Bund bis 1848, Paulskirchenverfassung 1848/49, Deutscher Bund bis 1866, Deutsches Kaiserreich) – konservativ gerechnet.

Jedes dieser Staatssysteme folgte anderen Prinzipien, setzte andere Schwerpunkte, bildete aber auch andere Führungszirkel und Eliten. Nimmt man die jeweiligen Umstände fortschreitender Industrialisierung, Verstädterung (vielleicht auch Urbanisierung) und sozialer Umgestaltung hinzu, so finden sich in Deutschland ebenso wie in Frankreich nahezu alle drei Jahrzehnte fundamentale Veränderungen, die sich natürlich auf das hier im Fokus stehende Thema direkt ausgewirkt haben. Einen sehr zentralen Aspekt wollen wir auch gezielt nochmals akzentuieren: das Aufkommen der Eisenbahn, die dadurch entstehende überregionale Vernetzung und die völlig neuen Möglichkeiten, was Mobilität, Reisen und Warentransport anbelangt. Insoweit machte das 19. Jahrhundert, gerade seine erste Hälfte, in mehr als einem Sinne Epoche.

Militärreiterei: Reiten für den Verband

Häufig wird die Militärreiterei in Mittel- und Westeuropa für das 19. Jahrhundert als Traditionsträgerin von Reitkultur apostrophiert, dies trifft bei differenzierter Betrachtung jedoch nur bedingt und allenfalls mittelbar zu. Militärreitvorschriften zielen nicht auf Reitkultur, auch die gern zur Legende verklärte deutsche Heeres-Druckvorschrift (H.Dv.) 12 tut dies nicht. Ziel von Militärreiterei ist es, einen berittenen Verband militärisch einsatzfähig zu machen und zu erhalten und dies unter den Bedingungen von Massenheeren (so auch von Neindorff, S. 41 ff), zu denen die Armeen nach 30-jährigem Krieg und Türkenkriegen allmählich anwuchsen. Dazu mussten sie geschlossen manövrierfähig, also im Gelände einigermaßen beweglich sein („Campagnereiterei“), sie mussten kurzfristig für Angriff oder Stellungswechsel eine hinreichende Geschwindigkeit erreichen oder – die leichte Kavallerie – weitere Erkundungsradien abdecken und spontane Überfälle durchführen können.

An der Wende zur Frühen Neuzeit hatten sich die zahlenmäßig erheblich angewachsenen Landsknechts- und Söldnerheere als integraler Bestandteil kampffähiger Verbände durchgesetzt. Berittene Einheiten gab es, teils noch mit Lanzen bewaffnet, teils mit leichteren Feuerwaffen, die mit offener Lunte abgefeuert wurden, was die Pferde immer wieder scheuen ließ. Erst das Radschloss brachte hier Fortschritt. Solange die Pferde durch die berittene Soldateska selbst gestellt werden mussten, bedurfte es noch immer der materiellen Grundlage, weswegen in der Regel zunächst wiederum vornehmlich landbesitzender Adel in diesen Einheiten diente. Berittene Einheiten sind sehr spezialisierte Einheiten, abhängig vom Gelände, das sie zur Entfaltung kommen lassen muss, abhängig von sehr spezifischer Ausrüstung, aufwendig in der Ausbildung und komplex in der Versorgung.

Berittener Kampf war – so zumindest in der zeitgenössischen Theorie – Adelskampf. Die Realität formte ein anderes Bild. Durch und nach kriegerischen Großereignissen wie den 30-jährigen Krieg in Mitteleuropa oder den Türkenkriegen an der Ostflanke Österreichs wurden geschlossen in Formation kämpfende Kavallerieeinheiten eher zur Ausnahme. Ge-

bildet hatten sich aber Einheiten mit berittenen Fußsoldaten, die ihre Pferde verschiedenster Herkunft hauptsächlich zur Fortbewegung nutzen und zum Kampf absaßen und Reiter nach osteuropäischem Vorbild, die mit ihren zähen, flinken Pferden weite Erkundungsradien abdecken und spontane Überfälle durchführen konnten, zur Feldschlacht aber kaum einsatzfähig waren.

Durch das Anwachsen der Verbände kamen Männer in den Sattel, die – anders als der traditionelle Adel, der zunächst das Militärreiten dominiert hatte – kaum über höhere reiterliche Fähigkeiten verfügten. Ziel der militärischen Ausbildung war es von daher, das reiterliche Niveau so weit zu vereinheitlichen, dass die erforderlichen Mindestfähigkeiten der jeweiligen Verbände sichergestellt waren. Die reiterliche Ausbildung setzte auf die Grundlagen und konzentrierte sich auf Reiten in Abteilungen sowie die Grundbegriffe des Springens im Gelände (also Reiten à la campagne).

Die geschlossen attackierenden Reitereinheiten wurden nicht aufgegeben. Sie wurden nun auf vornehmlich starke, weniger auf wendige Pferde gesetzt, anders als die Erkundungs- und Überfallreiter, die wegen ihrer Unterschiede im Detail als Leichte Reiter (Chevaulegers), Dragoner oder Husaren bezeichnet wurden und die – in späteren Begriffen – häufig exzellente Jagd- und Distanzreiter waren, Reitkunst im eigentlichen Sinn war nicht erforderlich.

Die reiterliche Ausbildung war auf die Grundlagen reduziert und konzentrierte sich auf Reiten in Abteilungen sowie die Grundbegriffe des Springens im Gelände. Die Steigbügel waren standardmäßig so verschnallt, dass der Reiter sich zum Hieb mit der Waffe über den Sattel erheben konnte. Später wird man das den leichten Sitz nennen. Die Gangarten wurden standardisiert: Trab umfasste 300 Schritt pro Minute, Galopp 500, das Fundament der Arbeitsgangarten war gelegt. So konnte man Geschwindigkeiten bei der taktischen Planung errechnen. Aufgrund der komplexen Versorgungslage wurden die Pferde im Winterhalbjahr aufgestallt, die Reiter zu Fuß exerziert und die Pferde erst im Frühjahr wieder einbezogen, auch wenn Militärvorschriften dies durchaus anders vorgesehen hätten, sie blieben schon damals teils wohlgemeinte Programmschriften, die im Zweifel praktischen Erfordernissen zu weichen hatten.

Weitere Funktion der Militärreitvorschriften war es, die Bewegungen in Formation so weit zu standardisieren, dass sie taktisch und strategisch planbar wurden. Dazu wurde etwa die Schrittfrequenz der Grundgangarten festgelegt, wodurch letztlich der Ursprung der jeweiligen Arbeitstempi geschaffen wurde. Auch die Pferdebeschaffung mit landsässigen Gestüten wurde auf eine teilweise neue Grundlage gestellt. Trakehnen, das Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. (1688-1740, König ab 1713) um 1700 in Ostpreußen einrichtete, war nur eines der ersten und bekanntesten dieser Art. Zusammen mit anderen stellte es eine der stärksten Wurzeln von Warmblutzucht dar. Insgesamt entstand eine Militärreiterei auf umfassend neuer Grundlage, deren militärische Vorteile alsbald greifbar wurden, die freilich mit Reitkultur wenig zu tun hatte.

Roßbach und die Folgen

Auch wenn der Einfluss kriegerischer Ereignisse auf (reit-) kulturelle Entwicklungen häufig Legende ist, so lassen sich die Folgen der Schlacht von Roßbach (5. November 1757) als europaweit beachteter Wendepunkt in der Militärreiterei belegen. Reitkunst hatte es am preußischen Hof nie wirklich gegeben, der preußische Adel war zu dünn gesät, um avancierte Reitkultur zu entwickeln, in der Kavallerietaktik machte er aber doch Epoche. Während man bei der Schlacht von Mollwitz am 10. April 1741 noch ein Debakel erlebt hatte, wurde die Schlacht von Roßbach folgenschwer: Die preußische Armee unter König Friedrich II., „dem Großen“ (1712-1786, König ab 1740), schlug hier durch überraschend wendige Kavalleriemanöver die zahlenmäßig deutlich überlegenen französischen Verbände. Ausschlaggebend war die unkonventionell bewegliche, auf schnellen Ortswechsel ausgelegte und umsichtig-verwegen vom erst 36-jährigen General Friedrich Wilhelm von Seydlitz-Kurzbach (1721-1773) geführte Kavallerie, die die traditionell adelsstolze, schulmäßig reitende französische Reiterei umfasste und aufrieb.

Das publizistische Echo auf diese Schlacht war enorm, die französische Öffentlichkeit (darunter auch der Publizist, Dramatiker und Philosoph Voltaire) war geschockt und übte umfassende Kritik am Zustand der französischen Armee, wodurch der Boden für eine neue Militärreiterei auch in Frankreich bereitet wurde. Sie wurde ab 1763 ins Werk gesetzt und nach Jacques d´Auvergne (1729-1798), der sie anfangs wesentlich prägte, auch École d´Auvergne genannt. Sie fand in der postnapoleonischen Restaurationszeit Fortsetzung in der klassischen französischen Militärreiterei, die wesentlich von Antoine Henri Philippe Léon Cartier Graf d´Aure (1799-1863) gestaltet wurde. Dieser ging zwar von den Grundsätzen höherer Reitschule aus, adaptierte sie freilich vereinfachend, um sie für die militärisch wesentliche Reiterei im Gelände (eben a la campagne) nutzbar zu machen. Der Graf d´Aure wurde einer der Ausbilder von Alexis François L´Hotte (1825-1904), ein anderer war François Baucher (1796-1873), auf den wir noch zurückkommen werden.

Auf diese Militärreiterei beruft sich – in mehreren Windungen – die 1825 gegründete Kavallerieschule von Saumur („Cadre Noir“), als deren Écuyer en Chef und späterer Kommandant L´Hotte wirkte. Mit L´Hotte steigt aber nicht nur das Zeitalter der Militärreiterei in Frankreich zu einem gewissen Höhepunkt auf, sondern auch das der Schlagsätze (L´Hotte: „gelassen, vorwärts, gerade“), das mit Weyrother („denkender Reiter“) oder Steinbrecht („vorwärts und gerade“) auch in Deutschland Anhänger findet, um den Preis markanter Vergröberung und eher wolkig-vielseitiger Adaptierbarkeit. François Robichon de la Guérinière und Johann Christoph von Regenthal wirken hier, obschon sie kaum zwei Generationen älter sind, als fremde Namen einer abgelebten Vergangenheit.

Militärreitvorschriften

Eine der ersten schriftlichen Vorgaben für Militärreiterei in deutscher Sprache ist unter dem Namen des kaiserlichen Generalwachtmeisters der Kavallerie Ludwig Andreas von Khevenhüller, Graf von Aichelberg-Frankenburg (1683-1744), publiziert worden. Im endgülti-

gen Titel Exercitium zu Pferd und zu Fuß, 2. Auflage Wien 1739. Ihm geht es darin um das Agieren einer Reitereinheit als geschlossenem Verband und dabei um die Erzielung einer hinreichenden Schnelligkeit. Der vielfach verwendete Begriff „Handgriffe“ ist wörtlich zu nehmen, es geht um die Handgriffe des Waffengebrauchs. Objekt der „Dressur“ ist aber der reitende Soldat, an das gerittene Pferd ist nicht wirklich gedacht. Reiterliche Fähigkeiten werden in dieser Instruktion noch schlicht vorausgesetzt und Pferd wie Reiter müssen avanciert ausgebildet sein, um den Anforderungen der standardisierten Manöver zu genügen. Eine einheitliche, schematisierte Methodik des Reitens ist indes nicht intendiert. Die Vorgabe zielt auf systematisch und geometrisch entwickelte Bewegungen wie Schwenkungen und „Conversionen, mit geoeffneten Reyhen und Gliedern“, dass man „stets in der Ordnung verbleibe, und mit Geschwindigkeit die Mouvements machen koenne“ (Zitate jeweils S. 4).

Einen ersten Versuch, das reiterliche Niveau zumindest in der preußischen Reitertruppe einheitlich auszubilden, unternahm nach den napoleonischen Kriegen (und zahlreichen preußischen Niederlagen) Ludwig Karl August Wilhelm von Sohr (1777-1848). Er stellte dazu eine Reihe reiterlicher Lektionen nebst eingehender Begründung und Erläuterung zu Durchführung und reiterlicher Funktion zusammen. Den umfangreich geratenen Entwurf legte er einer Militärkommission vor, die wesentliche Teile der Begründungen strich. In dieser Form wurde die Instruktion amtlich und blieb bis 1882 in Kraft. Diese Reitvorschrift arbeitete mit Schemata, nummerierten Stellungen und Standardabfolgen von reiterlichem Verhalten. Was aber auch definiert wird, ist reiterliches Niveau, das in drei Klassen eingeteilt wird (Lachenmayer u.a., S. 61 ff): die erste Klasse betrifft die Rekruten und Mannschaften, die durchgehend auf ein solides Campagnereiten gebracht werden sollen, das sie bis an die Grundlagen der Seitengänge führte.

Die zweite Klasse, länger dienende Zeitsoldaten und ausgewählte Unteroffiziere, sollte präzise Linien namentlich auch gebogen reiten können, wurde bis in das Travers hinein geschult, sollte die Grundgangarten auch gestreckt und versammelt reiten und überdies Galoppwechsel und Sprünge. Dies war zunächst auf ausgebildeten Pferden zu erlernen, späterhin sollten diese zweitklassigen Reiter fähig sein, die Lektionen auch selbst ausbilden zu können. Die dritte Klasse nach von Sohrs Instruktion betrifft schließlich ausgewählte militärische Reiter von Qualität, die als Reitlehrer umfassend befähigt wurden.

Was Sohr ebenfalls thematisiert, sind die Kopfhaltungen des Pferdes, die Aufrichtung, der er etwa das Adjektiv „absolut“ beifügt und damit an einer Diskussion Anteil nimmt, die die folgenden Jahrzehnte beidseits des Rheins intensiv geführt werden wird.

Soweit das berittene Militär Träger von Reitkultur wurde, geschah das im Bereich des Offizierskorps und dort auch nur insoweit, als reiterliche Fähigkeiten vor Standeshintergrund vorhanden waren, die dann in Militärreitschulen ausgebaut werden konnten. Echte und ausschließliche Orte avancierter Reitkultur waren diese Militärinstitute gerade in Deutschland jedoch kaum, auch wenn das Militärreitinstitut (ab 1920: Kavallerieschule) Hannover eine sehr solide Qualität hervorbrachte und Reiter ausbildete, die über die Campagneschule markant hinausgreifen konnten. Augenfällig ist aber, dass Hannover einen seiner Schwer-

punkte in der Renn- und Jagdreiterei fand! Einen deutlich qualitätvolleren Ruf hatte die 1868 durch König Ludwig II. (1845-1886, König ab 1864) gegründete königlich-bayerische Equitationsanstalt (ab 1910: Militärreitschule), in der Maximilian-II.-Kaserne in München-Neuhausen, die sich manchen Verhärtungen der preußischen Reitlehren verschloss, zusammen mit der eigenständigen bayerischen Armee aber nach 1918 abgewickelt wurde.

In gewissem Umfang wurde von Sohrs Arbeit geschätzt. Recht bald stellte sich in der Truppenpraxis aber eine gewisse, schwer zu kontrollierende und einzuhegende Vielfältigkeit ein, die sich an den diversen, im Laufe des 19. Jahrhunderts gerade in Preußen verbreiteten Reitlehren orientierte, darunter beispielsweise auch explizite Anhänger von François Baucher. Militärische Reitausbildung wurde zu einem gewissen Grad beliebig, erhielt sich aber auch Vielfalt. Dem sollte durch die Reitvorschrift von 1882 entgegengetreten werden, was freilich nur sehr bedingt gelang, teilweise wurde wohl das glatte Gegenteil erreicht. Adeliger Standesdünkel einerseits und sinkende Bedeutung der Kavallerie andererseits verhinderten ein wohl umfassenderes Durchgreifen, wie es zu von Sohrs Zeiten noch möglich war.

Die H.Dv. 12 (Heeres-Druckvorschrift 12), in Preußen ursprünglich D.V.E. Nr. 12 (Druck-Vorschriften-Etat 12), in Bayern D.V. 16 (Druck-Vorschrift 16), ursprünglich aus dem Jahr 1912, sollte diesem Missstand erneut begegnen – der Weltkrieg hinderte dann maßgeblich ein tatsächliches Wirksamwerden. Im Jahr 1926 wurde das Regelwerk im Militär der Weimarer Republik in seiner Geltung bestätigt (eben als H.Dv. 12). Gleichwohl begegnete diesem Text deutliche Kritik, da er erkennbar eine Niveauabsenkung der Anforderungen bedeutete, sollte der reitende Soldat doch im Durchschnitt reiterliche Fähigkeiten erreichen, die ungefähr der Turnierklasse L entsprechen. Das erschien schon kundigen Zeitgenossen als problematisch. Gleichwohl wurde die H.Dv. 12 dann aber (zusammen mit militärischen Fahrvorschriften) Grundlage der Richtlinien für Reiten und Fahren der Deutschen Reiterlichen Vereinigung.

„Klassik“? Die Spanische Hofreitschule in Wien

„Auf ihrem langen, muskulösen Hals trug Fatme hoffärtig nickend einen kleinen Kopf mit feurig schielenden Augen. Sie hatte die zierlichen Beine des arabischen Typs und einen wallenden Silberschweif.“ – in diesem Worten beschreibt Thomas Mann (1875-1955) in seinem zweiten Roman „Königliche Hoheit“ (1909, Kapitel „Imma“) das elegante (hochblütige) Reitpferd der Amerikanerin Imma Spoelmann, die sich in das deutsche Duodezfürstentum Grimmburg verirrt hat und mit Prinz Klaus Heinrich ausreitet. Dieser sitzt uniformiert auf „Florian“, einem „etwas schläfrigen Braunen mit kurzem Rücken, gestutzter Mähne und gelben Fesselbinden“, der „hausbacken wie ein Esel neben dem vornehmen Fremden“ wirkt, „obgleich er sorgfältig gehalten war“. Der spätere Literaturnobelpreisträger (1929) Thomas Mann beweist in diesem Roman eine bemerkenswerte Beobachtungsgabe.

Kurz nach der Publikation äußert er zudem mehrfach den Ruf nach einer „neuen Klassizität“ und bemüht damit einen Begriff, der im Deutschland des 19. Jahrhunderts teils zum regelrechten Kampfbegriff wurde. Die deutsche Klassik in der Kunst (etwa 1780-1830) liegt

umgekehrt aber anders in der geschichtlichen Chronologie als die französische, die gut ein Jahrhundert früher angenommen wird. Die spanische ist noch einige Jahrzehnte zuvor anzusetzen. In der Regel sucht man zumindest in Mitteleuropa den Bezug zum vermeintlich „klassischen Griechenland“ der Antike, das sich bei näherem Hinsehen als hoch stilisierte Konstruktion des 19. Jahrhunderts erweist, die mit den historischen Fakten nur bedingt in Einklang zu bringen ist. „Klassische Reiterei“ ist womöglich ebenfalls ein (aus welchen Motiven auch immer) konstruierter Begriff ohne rechte tatsächliche Kontur, selbst und gerade in Wien.

„Klassik“ kennt man in Mitteleuropa nicht nur in der Literatur, dort firmiert sie als „Weimarer Klassik“. Sie wird – ungefähr für den identischen Zeitraum – in der gehobenen Musik angenommen und als „Wiener Klassik“ mit der seinerzeit neben Paris und St. Petersburg wohl bedeutendsten Residenzstadt des europäischen Kontinents in Verbindung gebracht. Zumindest geographisch liegt die „Spanische Hofreitschule“ insoweit nahe.

Unbestritten reicht die Tradition des Instituts bis ins Jahr 1565 zurück, also fast bis in die Tage der reichsstädtischen Patrizierturniere und des berittenen Stierkampfs des spanischen Adels. Zunächst aber war es nichts anderes als eine etwas befestigte Reitbahn, an der für die reiterliche Ausbildung der Erzherzöge professionelles Personal bereitstand – wie an allen bedeutenden Höfen Europas. Auch dass für den Kaiserhof besondere Pferde gezüchtet wurden, aus denen sich die Rasse der Lipizzaner (aber auch die der Kladruber) ableitet, ist kein Alleinstellungsmerkmal. In Portugal gab es ab 1748 die Zucht von Altér Real. Die Grundlage für die Lipizzaner legten zudem Genetten aus Spanien, damals von einem anderen Zweig der Habsburger regiert, und auch Pferde aus Dänemark, Frederiksborger, deren Stutbuch ab 1586 zu den ältesten überhaupt zählt. Die bestehenden Hengstlinien der Lipizzaner setzen 1765 ein. Und Bereiter wurden zunächst aus Spanien nach Wien geholt.

Die eigentliche Geschichte des Wiener Instituts beginnt um 1680, als Kaiser Leopold I. (1640-1705, Kaiser ab 1658), einer der Gegenspieler des französischen Sonnenkönigs, für seinen jüngeren Sohn auf die spanische Krone hoffen wollte, nachdem die dortige Verwandtschaft geeigneten Nachwuchs vermissen ließ. Diese Erbpläne zerschlugen sich dann zwar wenig später im Spanischen Erbfolgekrieg, ein Enkel des französischen Königs erbte Spanien. Der leer ausgegangene Habsburger schuf sich als Kaiser Karl VI. (1685-1740, Kaiser ab 1711) in und um Wien eine Art „Ersatzspanien“. Stift Klosterneuburg sollte ein barocker Escorial werden; knapp ein Viertel davon wurde gebaut, vollendet ist es bis heute nicht. Inmitten Wiens wurden seit mindestens 1681 verfolgte Pläne für eine Reithalle umgesetzt: die „Winterreitschule“ nach Plänen Johann Bernhard Fischer von Erlachs (1656-1723), neben der seit 1569 bestehenden „Stallburg“ (zeitweise auch kaiserliche Gemäldegalerie). Sie zählt sicher zu den prachtvollsten Reitbahnen überhaupt. Derartiges gab es noch nicht einmal in Versailles. Fertig wurde aber auch das Bauwerk nicht, erst mehr als ein Jahrhundert später kam der gesamte Michaelertrakt der Hofburg glücklich unter Dach. Die spanisch-barocke Kulisse in Wien blieb Stückwerk.

Europa nach Napoleon

Reiterlich tritt das Institut im Grunde erst in das geschichtliche Blickfeld, nachdem es in der postnapoleonischen Restaurationsepoche als einziges seiner Art im Grunde übriggeblieben war (wie so Vieles in Österreich gerne übrigbleibt). Die königliche Grande Écurie zu Versailles war 1830 endgültig abgewickelt worden. Spanien erhielt sich zwar einige private Reitinstitute des Adels, versank aber zusehends in bürgerkriegsähnlichen Wirren, die zeitweise sogar im Sturz der Monarchie (1868-70 und 1873-74) gipfelten. Reitkultur von europäischer Strahlkraft vermochte sich so nicht zu behaupten. Allein der berittene Stierkampf differenzierte sich im 18. Jahrhundert in populärer Weise zu den Formen aus, die er noch im 20. Jahrhundert zeigte.

Die russische Reitkultur erlangte lediglich unter dem Engländer James Fillis (1834-1913), ab 1898 Écuyer en chef der Kavallerieschule in St. Petersburg, eine gewisse Ausstrahlung. Und in Preußen, das ja über keine barocke Reitkulturtradition verfügte (auch wenn man sich 1829 noch an einem Carrousel versuchte), wurden erst Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt infrastrukturelle Voraussetzungen für ihre Entwicklung geschaffen: moderne Marstallanlagen in Berlin und Potsdam und eine Reithalle am Neuen Palais (heute AudiMax der Universität Potsdam!). Zu einer stetigeren Entwicklung gehobener Reiterei kam es bis zum Zusammenbruch der Monarchie 1918 aber nicht mehr. Ähnliches geschah in Budapest mit der ab 1899 errichteten königlichen Reithalle im Burgviertel (jüngst sogar rekonstruiert). Das viktorianische London beschränkt sich auf die Grundlagen königlich-zeremonieller Reiterei. Der Münchner Hof (und im 19. Jahrhundert viele weitere) hatte sich zwar zwischen 1817-1822 am Marstallplatz eine opulente Reithalle geschaffen (Entwurf Leo von Klenze (1784-1864), äußerlich bis heute erhalten), die den baulichen Vergleich zu Wien nicht zu scheuen brauchte, vermochte diese aber über die reiterliche Ausbildung der königlichen Familie und die Versorgung der Gebrauchspferde des Hofes hinaus nie zu höherer Bedeutung zu entwickeln.

Es bleibt dabei: Nach dem Untergang der Grande Écurie von Versailles war die Wiener Stadtreitschule, wie die „Spanische“ zu Anfang des 19. Jahrhunderts offiziell hieß, das einzige Reitinstitut von avancierter Qualität, denn sie war eine der Bahnen, an der keine bloße Campagneschule betrieben wurde. Der Grund für dieses „Übrigbleiben“ ist schnell erhärtet, denn Maria Theresia (1717-1780, regierende Erzherzogin und Königin von Ungarn ab 1740, Königin von Böhmen ab 1743, Kaiserin als Gemahlin Kaiser Franz I. ab 1745) war eine leidenschaftliche Anhängerin des Carrousel, das andernorts längst aus der Mode zu kommen begann, wofür geschulte Pferde nötig blieben. Hinzu kam etwas später ein nicht untypisches österreichisch-konservatives Beharrungsvermögen, das die Schule die napoleonischen Wirren überstehen ließ. Die Restaurationsepoche bis 1830 festigte typische Elemente des Ancien Régime planvoll und dazu gehörten Reitschulen dieser Art. Und für die Campagneschule gab es auch in Wien (zunächst in Wiener Neustadt, seit 1751 Sitz der Theresianischen Militärakademie) ein Militär-Equitationsinstitut, das der Stadtreitschule als Schwesterabteilung unter gemeinsamer Leitung zur Seite trat; beides war personell eng verflochten.

Erneuerungen: Die Weyrothers in Wien

Was die Hofreitschule von Wien anbetrifft, so hat es auch dort nicht die eine, geradlinige und vollkommene gehobene Tradition von 1565 bis heute gegeben, auch wenn dieser Eindruck landläufig gerne erweckt wird, getreu dem Bonmot des Wiener Literaten Karl Kraus (1874-1936): „In der Vergangenheit ist Österreich allen Völkern weit voraus“. Die Entwicklung auch der Wiener „Spanischen“ ist reich an Windungen und – Brüchen. Letztere führten zu mindestens (!) zwei fundamentalen Erneuerungsansätzen: Die eine ist noch heute bekannt und mit dem Namen Alois Podhajsky (1898-1973) verbunden, der das Institut als Kommandeur ab 1939 leitete, das nach dem Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland der Wehrmacht unterstellt war. Podhajsky schuf die nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie in einem argen Schattendasein befindliche Schule durch umfassende Reformen im Grunde neu.

Er hatte dabei wohl auch den Vorzug, nicht an der erstarrten (Ausnahmepersönlichkeiten wie Bereiter Johann Meixner, 1865-1917, mögen die Regel bestätigen) und im revolutionären Umbruch materiell ausgezehrten alten Hofreitschule ausgebildet worden zu sein. Er war in die kaiserliche Kavallerie eingetreten, war im 1. Weltkrieg verwundet worden, woraufhin er Meldereiter in einem Infanterieregiment (!) wurde, wo er auf einen aufgeschlossenen Ausbilder traf, der sein reiterliches Talent recht eigentlich erst weckte. Von da an führte ihn eine steile reiterliche Karriere bis zur Bronzemedaille in der Dressur bei den Olympischen Spielen von Berlin 1936, was ihm die Aufmerksamkeit verschaffte, die nach dem Anschluss Österreichs an Nazideutschland dazu führte, dass Podhajsky, der zwischenzeitlich an mehreren Wehrmachtsreitinstituten tätig war, darunter der Kavallerieschule Hannover, zum veränderungsfreudigen Leiter der Wiener Schule werden konnte. Oder anders gesagt: Alois Podhajsky war ein reiterliches Ausnahmetalent, das sich nicht zuletzt auch autodidaktisch ausgeformt hatte und zum echten Glücksfall für die Spanische Reitschule wurde.

Die erste markante Erneuerung der „Spanischen“ liegt noch anderthalb Jahrhunderte vor Podhajsky und ist mit dem Namen mehrerer Generationen von Weyrothers verbunden. Die wirkmächtigsten waren sicher Großvater Adam (1696-1770) und sein Enkel Maximilian (1783-1833), auch wenn dessen Vater und Bruder, beide mit Namen Gottlieb, zumindest erwähnt werden sollen, sie waren sämtlich, teils nacheinander, Oberbereiter in Wien.

Adam war der erste in der Dynastie, der sich schriftlich zur Reit- und Pferdekunde äußerte, 1768 erschien L'utile à tout le monde, ou le parfait écuyer militaire et de campagne, kurz (und frei) übersetzt: der perfekte Militär- und Campagnereiter, womit greifbar wird, dass das Werk auf qualitätvolle Gebrauchsreiterei zielt, nicht auf hohe Reitkultur. Mit de la Guérinière hat das insgesamt kaum zu tun, auch wenn heute noch gelegentlich Verbindung hergestellt wird. Als zeitgenössischer Modernisierer der Lehren de la Guérinières wird freilich auch gegenwärtig noch Enkel Maximilian von Weyrother in offiziösen Publikationen der Hofreitschule apostrophiert (van Bakel/Basche, S. 48), dabei war de la Guérinière gerade einmal gut 75 Jahre tot, als Max von Weyrother 1826 Oberbereiter in Wien wurde. Der Erneuerungsbedarf war von daher wohl an sich eher überschaubar. Auch Max von Weyrothers Laufbahn ist bezeichnend. Wie später Podhajsky kam er vom Militär: Er war Kavallerieoffi-

zier und gegen Ende der napoleonischen Kriege Reitlehrer am Militär-Equitationsinstitut, der Campagneschule des Militärs (deren Auflösung 1918 Podhajsky in seinen Memoiren bedauert). Erst dann trat er in die Hofreitschule ein, die sein Bruder leitete.

Max von Weyrothers Zäumungslehre

Den Publikationen Max von Weyrothers ist dieser Lebensweg recht deutlich zu entnehmen, wobei seine Gedanken zu reiterlichen Fragestellungen erst posthum veröffentlicht worden sind (Bruchstücke aus den hinterlassenen Schriften des k. k. österr. Oberbereiters Max Ritter von Weyrother, Wien 1836). Heute kaum rezipiert, aber dafür durchaus aussagekräftig, ist Weyrothers lebzeitig publizierte Schrift „Anleitung wie man nach bestimmten Verhältnissen die passendste Stangen-Zäumung finden kann", Wien 1814 (erneute Auflage 1826). Weyrother versucht hier ausdrücklich eine „Theorie der Zäumung" (so die Einleitung). Er stellt markante Unschärfen in den Vorstellungen seiner Zeit über die Wirkweise der Kandare fest – sie ist gemeint, wenn er von „Stange" schreibt. Dann erklärt er das Stangengebiss über viele Seiten mit der Präzision eines Ingenieurs.

Das Rüstzeug dazu dürfte er in der Offiziersausbildung erworben haben. Er befasst sich dabei auch mit den anatomischen Gegebenheiten des Pferdemauls und schreibt recht breit von der „Zungenfreiheit", die er – leider reichlich reflektionsfrei – wirklich für eine solche hält. Diese Fehlvorstellung hatte bereits Daniel Knoell, der Übersetzer de la Guérinières ins Deutsche, recht präzise analysiert (Anmerkung in der Übersetzung 1791, S. 63 f). Man sollte annehmen, dass die Erkenntnis eines Bereiters im Dienst des Fürsten von Oranien-Nassau bis 1826 auch den Oberbereiter der kaiserlichen Reitschule in Wien erreicht hatte. Das war aber offenbar nicht der Fall. Eingehend befasst sich Weyrothers Schrift immerhin mit der exakten Anpassung des Gebisses an das Pferdemaul, das mathematisch exakt analysiert wird – welches konkrete Pferdemaul Weyrother dabei auch immer vor Augen gehabt haben mochte – der Text beschreibt letztlich eine Art „Standardpferdemaul".

Am folgenreichsten dürfte freilich der Anhang des Buches gewesen sein, den der Herr Oberbereiter an der k.k. Hofreitschule komplett (!) „Hebe- und Schleifzügeln" widmet, die – so lässt er sich vernehmen – nötig (!) sind, da „Mangel an Zeit" die Bereiter „nötigen" würde, „das zu erzwingen, was durch gedul=diges Vertrautmachen des Pferdes, freylich besser erreicht, aber längere Zeit erfordern würde". Ausgangspunkt dieser Erörterung ist dann aber „bloße Widersetzlichkeit des Pferdes", als „Bocken" apostrophiert, dem eben mit „Hebe- und Schleifzügeln" am besten beizukommen sei und zwar „durch alle Stufen der frühen Dressur" (Zitate aus Auflage 1826, S. 56 f). Mit „Hebe- und Schleifzügeln" meint Weyrother ausweislich seiner Beschreibung und der beigegebenen graphischen Darstellung Schlaufzügel („Schleifen"), die vom Sattel kommend durch eine Öse am Backenstück auf Höhe des Stirnriemens geführt werden und von dort über eine weitere Öse am Gebiss (nicht etwa an einem Caveçon) in die Hand des Reiters. Ein Dreieckszügel also und als solcher wohl die Urform des Wiener Schlaufzügels.

Schlaufzügel wurden in einem erhaltenen Manuskript um 1720, das gemeinhin Johann Christoph von Regenthal (gestorben 1730), einem Vorgänger der Weyrothers an der Wiener Reitschule, zugeschrieben wird, noch ausdrücklich abgelehnt. Die Gründe, die Regenthal nennt, lassen aufhorchen (Unbekanntes, S.144 ff): Der Schlaufzügel ziehe den Kopf herunter und bringe den Hals aus seiner schönen Stellung. Vergleichbar hatte auch de la Guérinière argumentiert. Zwei Generationen später war am identischen Wiener Reitinstitut von diesem Ästhetikempfinden offenbar kaum mehr etwas geblieben. Doch nicht nur hier vertritt Weyrother im Grunde das Gegenteil de la Guérinières. Wenn Weyrother fordert, man möge namentlich die Zügelhilfe (andernorts wird auch die Schenkelhilfe entsprechend genannt) nachlassen, wenn sich die Reaktion des Pferdes zeige, so ist das ein bloßes, selbstverständliches Nachgeben und gerade kein descente de main et de jambes nach der Lehre de la Guérinières (so aber ausdrücklich Poscharnigg, S. 99).

Dieser meint damit ein völliges Aussetzen der Zügel- und Schenkelhilfen, während das Pferd am Sitz des Reiters seine von diesem erfragte Form selbsttätig behält. De la Guérinière grenzt das von einfachem Nachgeben sogar direkt ab (Übersetzung 1791, S. 170 f und S. 174 ff). Eine solche sehr selbständige Mitarbeit des ausgebildeten Pferdes, die de la Guérinière zum Prüfstein der Pferd-Reiter-Beziehung erhebt, lehrt Max von Weyrother dezidiert nicht. Er sieht das Pferd eher als Teil eines insgesamt wohl sehr mechanistischen Weltbildes.

Maximilian von Weyrother war fraglos erfahren genug, um die Wirkungen seiner Empfehlungen einschätzen zu können, was die fast entschuldigenden Sätze zu Beginn des intrikaten „Anhangs“ durchscheinen lassen. Wenn eine Autorität von seinem formalen Rang (Oberbereiter des wichtigsten Hofes Kontinentaleuropas) derartige Erwägungen veröffentlicht und solcherlei Empfehlungen abgibt, dürfte die allgemeine Wirkung enorm gewesen sein und mögliche Hemmungen deutlich verkleinert haben. Seine Schüler wie Louis Seeger (1794-1865) und dessen Schüler, darunter Gustav Steinbrecht (1808-1885), haben den Blick immerhin wieder etwas deutlicher vom Pferdekopf abgerückt und eine integrale Reitlehre unterrichtet. Weyrothers Grundlagen überwunden haben sie aber gerade nicht. Bei ihm von wirklicher Reitkunst, klassischer gar, zu sprechen, wirkt fragwürdig.

Es mag sich allenfalls um Kunsthandwerk gehandelt haben. In der Sache war seine Reitschule fortgeschrittene Campagnereiterei, die in Kunststückchen gipfelte – die spätere „Wiener Courbette“ etwa hat mit der traditionellen Form dieser Lektion kaum mehr zu tun. Der Weg dorthin wurde mit bereits zeitgenössisch umstrittenen Hilfsmitteln beschleunigt. Dieser vermeintlich „moderne“, abgekürzte Weg zur Optik von Hoher Schule mag die Anziehungskraft der Schule erklären. Die singuläre Reiterpersönlichkeit Alois Podhajskys hat bei der faktischen Neugründung der Wiener Hofreitschule nach 1939 fraglos eine enorme Qualitätssteigerung bewirkt (und damit Möglichkeiten zu nutzen gewusst, die Egon von Neindorff (1923-2004) in Deutschland oder Nuno Oliveira in Portugal so nicht zu Gebote standen).

Ein neuer Typ Pferd

Für die gesellschaftliche Rolle des Pferdes und des Reitens bedeuten die gerade skizzierten Entwicklungen einschneidende Veränderungen oder kurz gesagt: das Pferd wurde zusehends nicht mehr gebraucht. Trotzdem soll das 19. und frühe 20. Jahrhundert das „letzte Jahrhundert der Pferde“ gewesen sein, weil die Pferde kaum je derart präsent im alltäglichen Leben gewesen sein sollen, wie in dieser Zeit. Dieser Befund ist nicht falsch, wenn aber das 19. Jahrhundert das letzte Jahrhundert der Pferde gewesen sein soll, war es – nach diesen Kriterien – gleichzeitig auch das Erste. Will man einen anderen Befund unterstellen, hieße das, die tatsächliche Struktur voraufgehender Jahrhunderte zu ignorieren. In den vorstehenden Abschnitten haben wir gesehen, dass das Pferd weder im Verlauf des Mittelalters noch in der frühen Neuzeit die zentrale Bedeutung und die Aufmerksamkeit gehabt hat, die ihm Rückblicke, gerade solche des 19. Jahrhunderts, zuschreiben wollten. Im Grunde herrschte durch viele Epochen vor dem 19. Jahrhundert bis zur nachgerade systematischen Gründung von Zuchtbetrieben in der Fläche latenter Pferdemangel. Dieser hob sich erst, als die Gestüte in der Fläche entstanden.

Einerseits wurden Kaltblutzuchtbetriebe geschaffen, da man züchterisch auf erste Erscheinungen der Mechanisierung reagieren wollte, die sich mit der Dampfmaschine zeigten – Kaltblutrassen sind damit im Verhältnis eher junge Pferderassen, auch wenn häufig das Gegenteil etwas blind geglaubt wird. Andererseits entstanden die Warmblutzuchten. Auf die Trakehner haben wir hier schon abgehoben, sie lassen sich ab 1732 in ihren wesentlichen Linien verfolgen, die Hannoveraner und die Holsteiner ab 1735, die Westfalen ab 1826. Natürlich reichen die Wurzeln dieser Warmblutzuchten tiefer in die Vergangenheit. Einen eigenen Zuchttyp jenseits des Arbeitspferdes verfolgte man aber nicht. Die regionalen Bezeichnungen benennen letztlich nur eine Ursprungsregion. Von einer Rasse im eigentlichen Sinn kann noch nicht die Rede sein. Alles andere ist gerne und häufig gepflegte Legende, aber eben doch Legende. Etwas anderes gilt ein Stück weit für die Oldenburger, die aber zunächst hauptsächlich als Kutschpferd gezüchtet worden sind und im Laufe des 19. und dann vor allem des 20. Jahrhunderts zum klassischen Warmbluttyp veredelt worden sind. Noch etwas anderes sind natürlich die iberischen Pferderassen, die unter anderen gesellschaftlichen Voraussetzungen in der Frühen Neuzeit entstanden, und die höfischen Pferderassen wie Frederiksborger, Knabstrupper, Kladruber oder Lipizzaner, die vornehmlich für die höfische Repräsentation des 17. und 18. Jahrhunderts entwickelt worden sind, auch wenn ihre Wurzeln teils älter sind.

Das Stichwort „Veredelung“ führt uns zum entscheidenden Umstand, der dieses Zeitalter im Hinblick auf Pferde und Reiten prägte: Die Einkreuzung von Vollblütern, die im Kern auf Pferde arabischen Ursprungs zurückführen und dann vor allem auf Tiere, die aus dieser Wurzel heraus für das aufkommende Sportreiten in England, dort insbesondere für Jagd und Rennen, gezüchtet worden sind. Mit diesen Pferden wurden die traditionellen Bestände an Zuchtpferden in Mitteleuropa in Ihrer Typausrichtung entscheidend verändert. Mit die-

sem Material an Vererbern und der in Mitteleuropa nun einigermaßen flächendeckend ausentwickelten Struktur an Zuchtbetrieben ergaben sich völlig neue Möglichkeiten einer breit angelegten Pferdezucht.

Im Grunde wirkte sich die Effizienzsteigerung der Landwirtschaft, die im 19. Jahrhundert in Mittel- und Westeuropa zu beobachten ist, direkt aus. An die Stelle des Pferdemangels, der sich in vorindustrieller Zeit in fast allen Schichten der mitteleuropäischen Geschichte findet, stellen wir im mittleren und späten Verlauf des 19. Jahrhunderts fest, dass das Pferd als Reit- und Zugtier im Grunde umfangreich, wenn auch vielleicht nicht jederzeit verfügbar wird. Die Verbesserung landwirtschaftlicher Methoden sorgt zunächst natürlich für Ernährung und Auskommen breiterer Schichten der Gesellschaft, bietet aber auch die Grundlage für züchterische Strukturen, wie es sie in Europa in dieser Form zuvor zu keinem Zeitpunkt gegeben hat. Militärische Notwendigkeiten kamen hinzu.

Mit dem Aufkommen der Eisenbahnen in Mittel und Westeuropa, die Reisen in nie gekannter Bequemlichkeit (und das im Verhältnis zum Zufußgehen sogar in der 3. Wagenklasse) und Geschwindigkeit ermöglichten, mit den Veränderungen in der militärischen Taktik und mit den Veränderungen höfische Repräsentation blieb dem Pferd als zentrales praktisches Einsatzfeld im Verlauf des 19. Jahrhunderts vornehmlich die Landwirtschaft, wo es in bislang kaum gekannter Breite Verwendung fand, bis sich die Mechanisierung ab der Mitte des 20. Jahrhunderts auch hier voll durchsetzte. Ab den 1970er Jahren verschwindet das Pferd auch aus diesem Segment nahezu vollständig. Gewisse Veränderungen im Reisen hatten sich bereits im 17. und 18. Jahrhundert abgezeichnet, wenn auch hauptsächlich in adligen und höfischen Kreisen sowie in Kreisen besonderen Wohlstandes. Dort war man im Laufe der frühen und hohen Neuzeit vom Reitpferd zusehends in den Wagen umgestiegen. Die Wagenbautechnik erlebte denn auch bis in das 18. Jahrhundert hinein signifikanten technischen Fortschritt. Das Pferd wurde hier zum reinen Antriebsmittel, dessen Ausbildung nicht weiter relevant war. Das Reitpferd behielt seine Rolle in der höfischen Repräsentation und beim Militär, ansonsten machte es der technische Fortschritt und die Verdichtung des Eisenbahnnetzes weitgehend überflüssig.

Auch wenn Max von Weyrother in seiner Schrift schließlich betont, dass der Einsatz einer Kandare nur auf einem entsprechend vorbereiteten Pferd erfolgen soll, so schreibt er doch kaum etwas dazu, wie diese Vorbereitung aussehen soll. Gerade diese Gedanken wären aber wertvoll gewesen, denn in seiner Zeitgenossenschaft begann sich ja nun endgültig die Gesellschaftsordnung der Moderne durchzusetzen, die sich in der frühindustriellen Gesellschaft Englands erstmalig spezifisch auszuprägen begann mit der Folge, dass sich Wohlstand deutlich jenseits ständischer Strukturen verbreitete. Die Folgen für die Reiterei, es sei in diesem Kontext auch erstmalig das Wort Reitsport verwendet, sind durchschlagend. Das Reitkunstpferd iberisch-neapolitanischer Prägung wird zu einer zusehends randständigen Erscheinung. Durch die aufkommende Mode des Jagdreitens und von Rennsportveranstaltungen, wofür Campagnereiten völlig hinreicht, kommen zusehends Pferde mit einem deut-

licheren Vollblutanteil in Mode. Die Leibreitpferde des bayerischen Hofes etwa, um ein Beispiel zu nennen, kamen unter König Ludwig II. (1845-1886, König ab 1864) fast ausschließlich aus England.

Auch für den Wiener Hof galt letztlich nichts anderes; Lipizzaner wurden lediglich bei hoch repräsentativen Veranstaltungen eingesetzt, etwa bei der Krönung Kaiser Franz Josephs (1830-1916, Kaiser ab 1848) zum ungarischen König im Jahr 1867. Züchterisch wird ansonsten nicht mehr die Ausgewogenheit von Horizontale und Vertikale angestrebt, sondern deutlich auf die Schubkraft Wert gelegt. Versammelnde Lektionen bedürften insoweit der deutlicheren Vorbereitung der Hinterhand, die markanter zur Lastaufnahme anzuregen sein würde (in der Sache auch von Neindorff, S. 43), als dies bei Pferden des barocken Typs der Fall ist, deren Versammlungsbereitschaft bei ihrer natürlichen Aufrichtung direkter gegeben ist. Von daher kommt auch der Unterlegtrense zur Kandare mit ihrer aufrichtenden Wirkung zentrale Bedeutung zu, kann die den Pferdehals rundende Kandare dies doch nicht leisten und das Caveçon mit Zügeln nur begrenzt. Aus einer Form einer Übergangszäumung zum Blankreiten, Kandare mit Unterlegtrense, wurde ein Standardhilfsmittel, das Abtauchen des Pferdekopfes, das durch zu intensive, dauernde, nicht impulsartige Kandareneinwirkung noch gefördert werden kann, zu hindern. Andernfalls entsteht ein falscher Knick oder ein Einrollen.

Wohlstand, Sport und Repräsentation

Eingangs dieses Abschnittes waren wir auf die markanten gesellschaftlichen Veränderungen gerade im 19. Jahrhundert bereits zu sprechen gekommen. Man könnte auch sagen, das über 60 oder 70 Jahre im 19. Jahrhundert hinweg diverse Gesellschaftsmodelle in fortgesetztem Widerstreit zueinander standen. Nach der progressiv und auf Veränderung ausgerichteten napoleonischen Epoche folgten einige Jahrzehnte konservativer Restauration, während der namentlich der Adel seine Rolle aus dem 18. Jahrhundert wiederherzustellen trachtete. Angesichts des aufstrebenden Bürgertums in den markant wachsenden Städten, angesichts des Wohlstandes, den frühe industrielle Wirtschaftsformen in bürgerlichen Kreisen schufen, blieb dieses Ansinnen der Nobilität zum Scheitern verurteilt. Die Revolutionen von 1830 und 1848 sind nicht zuletzt aus den Kreisen bürgerlichen Wohlstandes heraus geführt worden, in Deutschland ebenso wie in Frankreich oder auch andernorts.

Gerade in Frankreich werden die sozialen Entwicklungen in besonderer Weise greifbar. Noch vor England entwickelt es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts frühindustrielle Strukturen aus seiner ursprünglich einmal merkantilistischen Wirtschaftsweise heraus. In adeligen und großbürgerlichen Kreisen entsteht so in der städtischen Umgebung der Metropole Paris ein neuer, in seinen Dimensionen durchaus ungeheurer und in gewisser Weise dauerhafter Wohlstand. Gerade aus diesen Schichten heraus wurde denn auch der Ausgangspunkt der französischen Revolution gesetzt. Die französische Luxuswarenindustrie, die seit den Tagen des Sonnenkönigs internationalen Ruf genießt, schafft zudem Bedürf-

nisse und vermag sie weitestgehend auch zu stillen. Es gibt insoweit eine Vielfalt an Möglichkeiten, Wohlstand zu zeigen und greifbar werden zu lassen. Das Pferd, hier natürlich das Reitkunstpferd in der Tradition barocken Reitens, ist nur ein Ausdrucksmittel unter vielen.

Eine wesentliche Quelle für Veränderungen im Pferdewesen ist – das ist bekannt – England in seiner frühindustriellen Blüte. Auch hier schafft die völlig neue Wirtschaftsweise mit ihren ungekannten Möglichkeiten der Produktion zunächst in adligen Kreisen, später dann auch in bürgerlichen spezifischen Reichtum. Auch dieser Wohlstand will gezeigt werden. Natürlich tut man das in Form von Stadthäusern, später auch opulenten Stadtwohnungen, man tut dies in Landhäusern, regelrechten Gütern, Kunst spielt eine gewisse Rolle, erreicht aber nicht den Stellenwert, den sie in Frankreich und Deutschland hat, Musik und Repräsentation im Theater waren auf den britischen Inseln nie recht bedeutend. Was dort aber – gerade unter den Einflüssen eines rasant wachsenden Imperiums – deutlich an Bedeutung gewinnt, ist die körperliche Betätigung hoher und höchster Kreise in standardisierten Wettbewerben, man könnte sie auch Sport nennen. Alle wesentlichen, uns bekannten Sportarten, die heute weltweit gepflegt werden, stehen in Verbindung mit diesem Zeitalter. Eine Betätigung zu Pferde, die ein Messen individueller Fähigkeiten zum Ziel hatte, gab es natürlich auch zuvor schon. Es gab die Parforcejagd zu Pferd, es gab ritterliche Turniere. Diese Betätigungen waren aber in alter Zeit einem sehr engen, elitären Kreis an Personen vorbehalten, da nur sie über den Hintergrund verfügten, ein dafür geeignetes und ausgebildetes Pferd unterhalten zu können. Der industriell gegründete Wohlstand mit allen seinen Folgeerscheinungen für die Gesellschaft machte sportliche Betätigung für eine unverhältnismäßig größere Anzahl an Personen zugänglich und verfügbar. Und innerhalb dieses Personenkreises entwickelten sich naturgemäß Abstufungen, je nach materiellen Möglichkeiten. Sportarten zu Pferd waren auch damals und blieben kostenintensiv. Was neu war, war der Gedanke des standardisierten Wettbewerbs, in Form bestimmter Abläufe, etwa Rennen oder bestimmter Spiele. Man denke etwa an das in kolonialem Kontext entstandene Polo, und der körperlichen Betätigung um ihrer selbst willen.

Bei der alten Jagd konnte man sich noch selbst suggerieren, einer Tätigkeit nachzugehen, die der Nahrungsbeschaffung dienen sollte. Beim alten Turnier konnte man sich vormachen, den ritterlichen Kampf für den Gebrauch in der Schlacht zu trainieren. Beide Ansprüche waren fraglos im Laufe der Zeit zur bloßen Äußerlichkeit herabgesunken, geltend machen ließen sie sich freilich. Eine wirkliche praktische Bedeutung der Fuchsjagd oder sonstiger Formen der Querfeldeinjagd, eine wirkliche praktische Bedeutung des Polos oder anderer Sportarten zu Pferd ließ sich kaum mehr finden, es ging um den Unterhaltungsgedanken und den Gedanken des Wettbewerbs, nichts sonst. Gut ritt denn auch nicht mehr, wer sehr balanciert ritt oder besonders feine Hilfen gab, nach allgemeiner Auffassung des 19. Jahrhunderts gut ritt, wer sportlich ritt, wer verwegen ritt, wer athletisch ritt. Als Beispiel mögen etwa Franz Joseph und Elisabeth, das österreichische Kaiserpaar des mittleren und hohen 19. Jahrhunderts gelten, die bis heute in der Überlieferung als exzellente Reiter kolportiert werden. Nach den Maßstäben ihrer Zeit waren sie das auch, der Kaiser etwa deshalb, weil er noch in hohem Alter im Sattel eines scheuenden Pferdes verblieb, obschon dieses stieg und sprang, und es ihm dann gelang, mit einer Umfassung des Pferdehalses un-

versehrt von diesem Tier zu kommen. Ähnliche Anekdoten ließen sich auch von seiner Frau erzählen, die als verwegene Jagdreiterin galt. Dies machte die Güte des Reitens aus, nicht die Maßstäbe der Eleganz, die das 18. Jahrhundert gesetzt hatte. Das Bild vom Reiten war ein anderes, die Vorstellungen dazu, die allgemeine Verbreitung fanden, von daher auch. Auf das Wohl des Pferdes kam es in diesem Zusammenhang ebenso wenig an, wie bei den Pferden, die im Militär dienten. Sie waren Mittel zum Zweck. So wissen wir etwa vom bayerischen Hof der Zeit, ein ähnliches Bild zeichnet auch der österreichische, dass Pferde allerbester Abstammung, für die genannten Arten des sportlichen Reitens sehr früh im Alter herangezogen worden sind und dann, wenn Sie ebenfalls verhältnismäßig früh dadurch körperlich verschlissen waren, vergleichsweise umstandslos aussortiert wurden. Einige wurden verkauft, andere direkt geschlachtet. Einige wenige gelangten gelegentlich in Zuchtbetriebe, wenn auch nur selten in solche des Hofes.

Maßstab für den Lebensstandard, den gehobene und höhere Gesellschaftskreise, gerade dann, wenn ihr Wohlstand aus Wirtschaft und Industrie stammte, anstrebten, war derjenige des Adels, gerade des traditionellen Adels. Die Veränderung der gesellschaftlichen Schichtung und der Aufstieg von Teilen des Bürgertums zu kapitalistisch gegründetem Wohlstand, wie er bis dato allein aus Grundbesitz und Grundherrschaft zu gewinnen war, führte dazu, dass sich auch der Adel veränderte. Schon Napoleon hatte einen neuen kaiserlichen Adel in Frankreich geschaffen, der, soweit er die Revolution überstanden hatte, neben den bisherigen französischen Adel trat. Die Staaten Mitteleuropas hatten es dem selbsternannten Kaiser gleichgetan. Dieser neue Adel wurde in der Restaurationsepoche kurzzeitig zum Problem, das freilich pragmatisch gelöst wurde, auf einen klingenden Titel musste niemand verzichten – selbst Napoleon durfte Kaiser bleiben, wenn auch nur auf der Insel Elba (als er damit unzufrieden wurde und nach Frankreich zurückkehrte, führte ihn sein Weg über Waterloo nach Sankt Helena, nun aber ohne Kaisertitel). Im Verlauf des 19. Jahrhunderts schufen die restaurierten Monarchien Mittel und Westeuropas weitere Adelige, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt unter den Herausforderungen von Industrialisierung und Verstädterung zu bestärken.

Dieser Adel verfügte aus seiner wirtschaftlichen Tätigkeit über enorme Ressourcen, lebte in modernen Stadtappartements, die architektonisch Auszügen aus Appartements in traditionellen Schlössern glichen, aber mit allem (technischen) Luxus, den die damalige Zeit zu bieten vermochte, ausgestattet waren. In einigen Häusern in Paris und vor allem an der Ringstraße in Wien haben sich derartige Appartements bis heute erhalten. Zur Befestigung der gesellschaftlichen Stellung strebten solche Bürgerfamilien die Erhöhung in den Adelsstand an. In vielen Fällen erreichten sie ihn auch, wenn auch zum Missfallen des bisherigen Adels, der davon verächtlich als „Etagenadel“ sprach, ging diesem Neuadel doch der traditionelle Grundbesitz als Grundlage und Ausgangspunkte für den Titel ab. Dass viele dieser neu zu Adel gelangten Familien über Landbesitz in enormem Umfang verfügten, kümmerte den alten Adel nur begrenzt, womöglich spielte auch eine Rolle, dass dieser sein Land sukzessive verlor, der Lebensstil des 19. Jahrhunderts war teuer. Zu diesem adligen Lebensstil gehörte

neben dem Bewohnen prachtvoller Appartements in der Stadt, neben einer Loge in der Oper und womöglich der einen oder anderen Spende an bedeutende Kunstmuseen sicher die alltägliche Repräsentation zu Pferd – hochblütigen Pferden.

Im Rahmen der großen Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts, Paris unter Baron Haussmann lieferte hier die Blaupause, aber auch Wien und die Ringstraße wurden Vorbilder, entstanden weitläufige Parkanlagen im englischen Landschaftsstil. Alle diese Parkanlagen, ob der Bois de Boulogne von Paris, der Prater in Wien, der Englische Garten in München, der Tiergarten in Berlin oder der Hyde Park in London, verfügten über spezielle Reitwege, einige von ihnen tun dies noch heute. Auf diesen Wegen konnte sowohl das adlige wie das großbürgerliche Publikum namentlich wochenends auf ihren hochblütigen Pferden renommieren. Der Ausritt oder die Ausfahrt im Park gehörte zum selbstverständlichen großbürgerlichen Selbstdarstellungsverhalten im mittleren und hohen 19. Jahrhundert und ist vielfach in der Kunst der Zeit, die sich zu besonderer Blüte aufschwang, dokumentiert.

Der Pferdestall im Hinterhaus eines repräsentativen Stadtpalais gehört zum architektonischen Standard, viele der neuen Fabrikherren oder Bankiers leisten sich auf dem Land überdies ihre eigenen Vollblutgestüte. In den Herrenzimmern hängen Ölgemälde in schwerem Goldrahmen von den erfolgreichsten Rennpferden dieser Zuchten, vor den Schreibtischen stehen häufig Sitzgelegenheiten in Gestalt eines Rennsattels. Selbst Kaiser Wilhelm II. (1859-1941) saß vor seinem Schreibtisch im Neuen Palais zu Potsdam im „Sattel“. Das Möbel befindet sich noch heute im Haus Doorn in den Niederlanden, dem Exilsitz des gestürzten Kaisers nach dem Ersten Weltkrieg. In gewisser Weise war das 19. Jahrhundert also ein Jahrhundert der Pferde, wenn auch auf etwas andere Art, als es typischerweise erzählt wird.

Hatten sich schon im 18. Jahrhundert vielfältige Formen eingebürgert, seinen Wohlstand zu zeigen, so beschleunigte sich diese Entwicklung mit dem Aufstieg des Großbürgertums im 19. Jahrhundert rasant. Für die Fortbewegung war das Pferd angesichts eines bald flächendeckend ausgebauten Eisenbahnnetzes in Mittel- und Westeuropa völlig unbedeutend geworden. In der Landwirtschaft begann sich eine erste Mechanisierung zu zeigen. Das Besitzbürgertum saß in Imitation adliger Lebensformen noch repräsentativ zu Pferde, sonntags beim Ausritt im Park. Wirkliche Reitkultur war dafür nicht erforderlich, als guter Reiter oder als gute Reiterin galt eher, wer sportlich ritt, womöglich auch verwegen.

Das Wohl des Pferdes war dabei nachrangig, man konnte sich ja nun eine Auswahl leisten. Machte eines Probleme, tauschte man es aus. Darin unterschied sich das Bürgertum nicht von den Höfen der Zeit. Von den Leibreitpferden des Bayernkönigs Ludwig II. wissen wir, dass sie umstandslos an Händler und andere verkauft wurden, wenn sie dem König nicht mehr genügten. Manche wurden, noch keine 20 Jahre alt, schlicht geschlachtet – zu viele, als dass sich das allein mit Krankheiten erklären ließe. Da fällt es auch nicht mehr aus dem Rahmen, wenn die Kutschpferde des kleinen Kaisermarstalls in Wien nach dem Ende der Habsburgermonarchie 1918 einfach versteigert wurden und anstatt Erzherzöge nun Milchkannen und Bierfässer zogen.

François Baucher – der Unzeitgemäße

In bestimmten Phasen gerade des frühen 19. Jahrhunderts gab es durchaus Ansätze für eine Reiterei jenseits des Sports, jenseits der Jagd und vor allem auch jenseits des auf Massenangriff ausgerichteten Militärreitens. Gerade im Frankreich der Julimonarchie fanden sich Bestrebungen von höchster Stelle, die Vergröberungen, welche im späten 18. Jahrhundert das schulmäßige Reiten in der Tradition der großen französischen Schule teilweise ruiniert hatten, wieder etwas zurückzunehmen. Im Zentrum dieser Bemühungen stand der französische Reitmeister François Baucher (1796-1873). Mit seinem Wörterbuch zur Reitkunst (Dictionnaire raisonné d'Équitation, 1833) und den Auflagen seines Lehrbuchs (Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes, ab 1842) erregte er Aufsehen in der Gesellschaft der Julimonarchie, die Adel und gehobenes Bürgertum zu versöhnen suchte. Mehr noch: Seine Schüler ritten unter öffentlicher Beobachtung schwierigste Pferde, an denen Vertreter der traditionellen französischen Schule spektakulär gescheitert waren.

Berühmt die Wette des Jahres 1842 (lesenswert dazu Racinet, François Baucher – Enfant terrible oder Genie?, Hildesheim 2005, ISBN 3-487-08451-1, S. 6 ff), als der englische Lord Seymour demjenigen den dreijährigen Vollbluthengst Géricault zu schenken versprach, der auf diesem außerordentlich temperamentvollen Pferd eine Tour auf festgelegter Route durch den Bois de Boulogne zu reiten vermochte. Den Vicomte de Tournon, einen Reiter von traditioneller Methodik, sportlich und athletisch, hatte der Hengst während des Parkumritts abgesetzt. Louis Comte de Lancosme-Brèves (1809-1873), ein Schüler Bauchers, vermochte die gesamte Strecke auf dem Hengst zu meistern, wenngleich unter Anwendung eines Tricks, der freilich von Pferdeverstand zeugte: Der Comte ließ sich die gesamte Strecke über dicht von Freunden begleiten, die den Hengst mit ihren Pferden einrahmten und sich so das Herdenverhalten des jungen Pferdes zunutze machten.

Gleichwohl anerkannte Lord Seymour den Gewinn der Wette, schenkte den Vollbluthengst dem Comte de Lancosme-Brèves, der ihn direkt François Baucher weitergab. Kaum einen Monat später vermochte der Hengst im Zirkus, seinerzeit eine hochrespektable kulturelle Veranstaltung, vor der staunenden (sicher nicht schweigenden) Menge begleitet von lärmender Musik Bewegungen wie Seitengänge, Ansätzen von Pirouetten, Einerwechsel und geordnetes Rückwärtsrichten problemlos auszuführen, ohne jede Widersetzlichkeit. Mit diesem Werk beeindruckte Baucher die französische Gesellschaft von Paris und allen voran Ferdinand Philippe, Herzog von Chartres und Orléans (1810-1842), einen der Söhne des amtierenden Königs Louis Philippe (1773-1850) und dessen Thronfolger. Er war in Begleitung von General Oudinot, einem ehemaligen Leiter der Kavallerieschule von Saumur erschienen.

Nachdem der Herzog von Orléans in der französischen Monarchie die Funktion des ranghöchsten Offiziers der Armee im Namen seines Vaters, des Königs, ausübte, kam es zu der Überlegung, die Lehren Bauchers für die Militärreiterei der französischen Krone nutzbar zu machen. In einer mehrstufigen Probe sollte sich die Bauchers Lehre zunächst erkennbar bewähren, um dann in die Kavallerieausbildung integriert zu werden. Dazu kam es freilich nicht mehr, denn inmitten der Probeläufe verunglückte der Kronprinz Frankreichs am 13.

Juli 1842 ausgerechnet mit seiner Kutsche und starb an den Folgen der Verletzungen, die er sich dabei zugezogen hatte. Was folgte, waren Auseinandersetzungen innerhalb der königlichen Familie und andererseits auch und gerade in den Spitzen des französischen Staates. Im Ergebnis setzte sich ein jüngerer Bruder des verunglückten Prinzen durch, Louis, Herzog von Nemours (1814-1896), der simplere Wege zu beschreiten trachtete und Antoine Henri Philippe Léon Cartier Comte d´Aure (1799-1863) und seiner Militärreiterei nach Jacques d´Auvergne (1729-1798), eben der École d´Auvergne, zuneigte.

Der Comte d´Aure ging zwar von den Grundsätzen höherer Reitschule aus, vereinfachte sie aber deutlich, um sie für die militärisch wesentliche Reiterei im Gelände (campagne) einsetzen zu können, soweit für Kundschafterdienste, Erkundungsritte und gelegentliche Überraschungsangriffe geboten. Die Ziele und Ansprüche François Bauchers waren dafür zu hoch, er wurde höflich, aber dezidiert beiseitegeschoben. Eine gewaltige Chance, die Militärreiterei des 19. Jahrhunderts wieder zu höherer und höchster Qualität zu bringen, war vertan. Kaum sechs Jahre später fegte eine weitere Revolution die gesamte Königsfamilie vom Thron, der alte König, sein unterkühlter und unbeliebter Sohn Louis und der Rest der Familie ging in ein luxuriöses Exil, größtenteils in England. Die Zeit bis zu dieser Revolution hatte aber gereicht, dass sich Skeptiker und teils erklärte Gegner Bauchers wieder stärker durchzusetzen vermochten.

In der neuen Ordnung der Zweiten Republik und dann des Zweiten Kaiserreichs vermochte Baucher nicht mehr Fuß zu fassen, wozu sicher auch eine schwere Verletzung, die er sich 1855 zugezogen hatte, markant beitrug. François Baucher wurde allmählich zum Unzeitgemäßen. Er hatte zwar eindrucksvoll zu zeigen vermocht (namentlich in der deuxième manière seiner Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes ab der 12. Auflage von 1864), dass man auch und gerade hochblütige Pferde, wenn man den Gedanken der Versammlung auf ihr etwas anderes Exterieur hin adaptiert und besonderen Wert auf die Schulung der Hinterhand legt und von dort dann nach vorne arbeitet, hoch elegant und vor allem nachhaltig und gesunderhaltend reiten konnte.

Und er erreichte seine Ausbildungserfolge mit schwierigsten Pferden in erstaunlich kurzen Zeiträumen, was seine Zeitgenossen durchaus anerkannten. Gefolgt sind sie ihm in ihrer Mehrheit nur bedingt und das hauptsächlich in Frankreich. Dort veränderte sich die Gesellschaft rasant. Ambitionierte Herrenreiter wie der Comte de Lancosme-Brèves, die auf elegante Selbstdarstellung zu Pferd größten Wert legten, verschwanden. Das bürgerliche Industriezeitalter ermöglichte andere Formen der Repräsentanz. Übrig blieb das Gros der Jagd- und Sportreiter, denen es völlig genügte, sonntags beim Ausritt im Park hinreichend Figur zu machen, Ehrgeiz im Hinblick auf Reitkultur war damit nicht verbunden. Und wenn das Pferd dem nicht genügte, erwarb man andere; finanzieller Spielraum dafür war nicht das Problem.

Um den Aspekt der Versammlung moderner Pferde drehen sich letztlich – wenn auch unausgesprochen – die großen Schulkontroversen, etwa um „absolute“ und „relative“ Aufrichtung, die gerade in Deutschland mit Vehemenz betrieben wurde, und der Streit zwischen Seeger und François Baucher (1796-1873), der durch Steinbrecht in der Sache immerhin et-

was abgemildert worden ist. Baucher hatte dabei das doppelte Pech, einerseits dem Lager der Bonapartisten zugerechnet zu werden, was ihn vor 1848 und nach 1870 der politischen Opposition in Frankreich zuordnete, auch stand er in Konkurrenz zu Antoine Henri Philippe Léon Cartier Graf d´Aure (1799-1863) der maßgeblichen Persönlichkeit des französischen Militärreitwesens. Zum zweiten geriet Baucher in den zusehends sich verschärfenden preußisch/deutsch-französischen Gegensatz („Erbfeindschaft“). Dass er sich mit seiner premier manier den unverstellten Blick auf die differenzierten Überlegungen seiner Reifezeit ab 1864 verbaute, liegt überdies auf der Hand.

Sie, Bauchers deuxieme manier, ist es aber wohl, die dem (im Grunde bis heute) modernen Pferdetyp am gerechtesten wird, wobei die Differenzierungen zu Steinbrecht eher im Detail liegen. Dessen Lehren haben den Nachteil, deutlich missbrauchsanfälliger zu sein als diejenigen Bauchers. Das unterstreicht schon das Beispiel seines Schülers Paul Plinzner (1852 oder 1855–1920), Leibstallmeister Kaiser Wilhelms II. (1859-1941, Kaiser 1888-1918). Markante Teile des Offizierskorps der preußischen Kavallerie wandten sich dezidiert gegen die ihnen unethisch und teils auch brutal erscheinenden Methoden dieses Steinbrechtnachfolgers, der aber dessen Schriften herausgegeben hatte. Dabei ging es noch nicht einmal um Reitkultur, sondern um die Erneuerung der Militärreitvorschriften von 1882 (aus denen dann die H.Dv. 12 hervorging). Aber die Kavallerie hatte ihre militärische wie gesellschaftliche Relevanz eingebüßt.

In Vielem teilte François Baucher das Schicksal des Komponisten Hector Berlioz (1803-1869), der mit seiner innovativen Symphonie fantastique – Épisode de la vie d'un artiste im Jahr 1830 Epoche machte. Berlioz avancierte zu so etwas wie dem Staatskomponisten der französischen Julimonarchie, zu deren 10-jährigem Bestehen er eine Grande symphonie funèbre et triomphale schrieb und mit über 200 Militärmusikern 1840 aufführte, die zur Place de la Bastille marschierten, wo die noch heute dort befindliche Julisäule enthüllt wurde. Mit dem Sturz des Hauses Orléans endete 1848 auch die Zeit großer Erfolge für Berlioz, der in der Gesellschaft des Zweiten Kaiserreichs zur Randfigur wurde. In der Musik gehörte die Zukunft Komponisten wie Franz Liszt (1811-1886) und Richard Wagner (1813-1883), die ohne Berlioz nicht denkbar sind. Sie sind jedoch über ihn hinausgegangen und trafen den Geist der Zeit nach 1860 besser als dieser. Von Wagner stammt denn auch das wohl mit Abstand berühmteste Stück „Reitermusik“ überhaupt, sein Vorspiel zum III. Aufzug der Oper „Die Walküre“, gemeinhin der „Walkürenritt“ genannt.

Umgekehrt war Wagner auch ein früher bürgerlicher Tierfreund und Tierschützer, eine der ungewöhnlichen Seiten jener vielschichtigen, teils bizarren, teils aber auch abstoßenden Persönlichkeit. Die Vorliebe des „Bayreuther Meisters“ galt aber – neben Papageien – den Hunden. Einzelne Hundegräber im Park seiner Villa Wahnfried in Bayreuth zeugen noch heute davon (aber das Haus Hohenlohe-Langenburg pflegt ja auch seit dem mittleren 19. Jahrhundert seinen Hundefriedhof unterhalb der ragenden Schloßmauern). Darin war Wagner völlig Kind seiner Zeit, es beginnt ja nun das bürgerliche Zeitalter der Haustierhaltung. Natürlich gibt es den Schutz-, Hüte-, Jagd-oder Hofhund weiterhin und erst recht, dass sich aber der altadlige Schoßhund als Haushund aller Größen fortentwickeln und derart

fest etablieren würde, ist eine außerordentlich innovative Entwicklung dieser Epoche, in der schließlich auch das Konzept vom „Rassehund“ seine Wurzeln hat. Ebenso beginnt sich die Pferdezucht im Bereich der Vollblüter jeweils zu verdichten, zu regionalisieren und ihrerseits das Konzept von „Pferderassen“ zu verfolgen, Warmblutrassen, wenn auch weniger konsequent, denn bei Hunden oder gar Katzen. Der Nobelpreisträger Thomas Mann (1875-1955) widmet dem sogar eine Novelle („Herr und Hund“, 1918), die in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

Das Haustier als emotionales Nutztier findet fortan auch seinen Eingang in die Kunst, die Bildende Kunst ebenso wie die darstellende, und hier ist das Pferd nun keine Ausnahme. Diverse Richtungen von Pferdemalern, spezialisiert in die verschiedensten Richtungen, verdienen gutes Geld, von George Stubbs (1724-1806) in England bis Friedrich Wilhelm Pfeiffer (1822-1891) in Bayern. Der „Blaue Reiter“ Franz Marc (1880-1916) ist eine späte Erscheinung dieser Gattung – zumindest teilweise. Von dort geht die Entwicklung in die Populärkultur, über den Unterhaltungsroman auf die Bühne und von dort zum Film, von Lassie bis Hatchiko und von Fury bis Black Beauty. Unübertroffen ist und bleibt freilich Richard Wagners singender (!) Drache Fafner im II. Aufzug seiner Oper „Siegfried“, bevor er dann durch den Helden effektvoll zur Strecke gebracht wird.

Steinbrecht und Plinzner

François Baucher erhielt sich seine Anhänger, in Frankreich wie in Deutschland. Zahlenmäßig groß waren sie östlich des Rheins nicht, aber es gab sie, hier wie dort und in Preußen sogar bis tief hinein in das Offizierskorps der Kavallerie. Mit seinen Lehren verbreiteter war dort eher Gustav Steinbrecht (1808-1885), ohne je dem preußischen Militär in relevanter Funktion angehört zu haben. Er hatte immerhin den Vorzug, anders als Baucher durchgängig seitens des Königshauses anerkannt zu sein. Was aber nicht bedeutete, dass seine Lehren in der preußischen Militärreiterei durchgesetzt worden wären. Sein Schüler Paul Plinzner war immerhin Leibstallmeister Kaiser Wilhelms II., dessen Pferde Plinzner aber eher abrichtete, denn dass er sie ausbildete. Seine Methoden galten schon Zeitgenossen als derart brutal, dass sie schließlich Plinzners Ablösung betrieben und 1905 auch erreichten. Die Begründung dafür lässt noch heute aufhorchen. Der zwischenzeitliche preußische Oberstallmeister Hugo von Reischach (1854-1934) schrieb 1912 an Plinzner:

> *„Aus dem Inhalt dieses Schreibens werden Euer Hochwohlgeboren entnehmen, daß ich nicht in der Lage bin, Ihnen eine Ehrenerklärung über Ihr Reitsystem abzugeben, und daß ich dasselbe nach wie vor auf der ganzen Linie verurteile, dass ich die Arbeit für eine falsche halte, welche die Pferde kaputt macht. […]*
>
> *Ich will die Pferde vor der Senkrechten, nicht dahinter. Natürlich läßt es sich nicht vermeiden, daß ein Pferd manchmal in der Arbeit hinter die Senkrechte kommt. Auch wird es nötig sein, ein Pferd mit einem sehr schlechten Rücken tief zu stellen, um diesen zu wölben. […] Von absoluter Beizäumung ist im Marstall keine Rede. […] Wo sind die Pferde geblieben, die ich übernehmen musste, mit den zusammengezogenen Hälsen, deren Ohrenspitzen beinahe nach dem Erdboden zeigten, die nicht nach vorwärts trabten, sondern sozusagen in die Erde*

hinein, mit dem hohen Rücken und den steifen Hinterbeinen, mit ihren tellergroßen haarlosen, durch die Sporen zerfleischten Stellen? Sie sind beinahe alle ausrangiert!“ Zitiert nach der Ausgabe Paul Plinzner, Ein Beitrag zur praktischen Pferde-Dressur, Hildesheim 2007, ISBN 978-3-487-08441-1, Einleitung S. X f).

Hugo von Reischach, Hofmarschall und Oberstallmeister des Königs von Preußen und deutschen Kaisers, schreibt über Zustände am kaiserlichen Hof zu Berlin und Potsdam im Jahr 1905. Manches davon lässt sich leider auch heute noch auf Ausbildungs- und Turnierplätzen beobachten. Plinzners Jahrhundert mag ein „Jahrhundert der Pferde“ gewesen sein, das erste oder das letzte – einerlei. Ein Jahrhundert der Reitkultur war es nicht.

Literatur

de Andrade, Manoel Carlos, Die edle Kunst des Reitens. Erklärungen für eine vernunftgemässe Praxis. Luz da liberal e nobre arte da cavallaria. Aus dem Portugiesischen übertragen von Christian Kristen, Hildesheim 2006

van Bakel, René / Basche, Arnim, 450 Jahre Spanische Hofreitschule, Baden 2021

Branderup, Bent, Royal Danois. Frederiksborger. Knabstrupper, Schwarzenbek 2016

Ehrmann, Daniel / Wolf, Norbert Christian (Hrsg.), Der Streit um Klassizität. Polemische Konstellationen vom 18. zum 21. Jahrhundert, Paderborn 2021

Fischer, Doris / Rott, Susanne (Hrsg.), Hippomanie am Hofe, Rudolstadt und Petersberg 2019

Goethe, Johann Wolfgang, Goethes Werke. Band IX. Autobiographische Schriften I. Textkritisch durchgesehen von Lieselotte Blumenthal. Kommentiert von Erich Trunz, Sonderausgabe München 1998

Guérinière, François Robichon de la, Die Reitkunst oder gründliche Anweisung zur Kenntniß der Pferde, deren Erziehung, Unterhaltung und Abrichtung, nach ihrem verschiedenen Gebrauch und Bestimmung. Aus dem Franzoesischen der Ecole de Cavalerie des Hrn. de la Gueriniere übersetzt von J. Daniel Knoell, Marburg 1791

Khevenhüller, Ludwig Andreas, Exercitium zu Pferd und zu Fuß, sowohl ueber ein ganzes Regiment, als auch ueber eine Compagnie oder kleinen Troup, 2. Auflage Wien 1739

Kirschstein, Jörg, Das Neue Palais in Potsdam. Familienidyll und kaiserlicher Glanz, Berlin 2017

Krischke, Christin, Du entscheidest! Reiten mit gutem Gewissen, Schwarzenbek 2015

Lachenmayer, Peter / Klepzig, Wolfgang / Nguyen, Jens, Die Reitvorschriften der deutschen Kavallerie. Geschichte der modernen militärischen Reitausbildung im Spannungsfeld von Wehrverfassung, Taktik, Remontierung, Reitkunst, Sport und Ausrüstung. 18. bis 20. Jahrhundert, Wald 2020

Laurioux, Alain / Henry, Guillaume, Die Schulen der Reitkunst: Wien, Saumur, Jerez, Lissabon, Schwarzenbek 2009

Mann, Thomas, Königliche Hoheit. Roman. Herausgegeben und textkritisch durchgesehen von Heinrich Detering in Zusammenarbeit mit Stephan Stachorski, Frankfurt a.M. 2004

von Neindorff, Egon, Die reine Lehre der klassischen Reitkunst, Schwarzenbek 2012

Neuhaus, Rolf, Der Stierkampf. Eine kleine Kulturgeschichte, Frankfurt 2007

Oeser, Erhard, Pferd und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung, Darmstadt 2007

Oliveira, Nuno, Erinnerungen eines portugiesischen Reiters. Bearbeitet von Jeanne Boisseau, übersetzt von Berthold Schirg, Hildesheim 2000

Ortenburg, Georg, Waffen der Kabinettskriege 1650-1792, Bonn 1986

Plinzner, Paul, Ein Beitrag zur praktischen Pferde-Dressur, Hildesheim 2007

Podhajsky, Alois, Ein Leben für die Lipizzaner, Gedächtnisausgabe München 1973

Poscharnigg, Werner, Meilensteine österreichischer Reitkunst. Eine europäische Kulturgeschichte, Gössendorf 2013

Racinet, Jean Claude, François Baucher – Enfant terrible oder Genie? Neu und umfassend erklärt, 3. Auflage Hildesheim 2021

Raulff, Ulrich, Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung, München 2015

Safranski, Rüdiger, Goethe. Kunstwerk des Lebens. Biographie, München 2013

Schmidt, Elmar D., Friedrich Wilhelm Pfeiffer. Maler der Reitpferde König Ludwigs II., Dachau 1988

Stodulka, Robert, Das Phänomen François Baucher. Sein Leben – seine Lehre – der Mythos, Schondorf 2009

Unbekanntes aus der Spanischen Hofreitschule. Die Urdirectiven. Wiederentdeckte Handschrift eines Oberbereiters (Um 1720). Herausgegeben und mit einer Einführung und Transkription versehen von Bertold

Schirg. Die Directiven für die Durchführung des methodischen Vorganges bei der Ausbildung von Pferd und Reiter in der k.u.k. Spanischen Reitschule (1898) von Holbein v. Holbeinsberg und Johann Meixner. Mit einer Einführung von Brigadier Kurt Albrecht, Hildesheim 1996

Wackernagel, Rudolf H. (Hrsg.), Staats- und Galawagen der Wittelsbacher. Kutschen, Schlitten und Sänften aus dem Marstallmuseum Schloß Nymphenburg, Band 2, Stuttgart 2002

Weyrother, Maximilian Ritter von, Anleitung wie man nach bestimmten Verhältnissen die passendste Stangen=Zäumung finden kann. Nebst einer einfachen Ansicht der Grundsätze der Zäumung, 2. Auflage, Wien 1826

Willms, Johannes, Napoleon. Verbannung und Verklärung, München 2000

Prof. Dr. Peter Kreutz lehrt Zivilrecht, Zivilprozessrecht und Europäische Rechtsgeschichte an der Universität Augsburg und forscht als Rechtshistoriker zur Europäischen Kulturgeschichte. Er ist in Augsburg auch als Rechtsanwalt tätig.